

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Berkéwicz, Ulla  
**Überlebens**

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-41955-7

SV



ULLA BERKÉWICZ  
ÜBERLEBNIS

SUHRKAMP

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim  
Printed in Germany  
Erste Auflage 2008  
ISBN 978-3-518-41955-7

1 2 3 4 5 - 12 11 10 09 08

# ÜBERLEBNIS



Die einzige Angst, die ich jetzt noch habe, ist die, zu vergessen. Vergessen ist eine Frage der Zeit. Jenseits des Vergessens ist die Zeitlosigkeit. Jenseits der Zeit die Ewigkeit.

Ich hatte ihm meine Swatch geschenkt, weil seine Rolex stehengeblieben war. Er hat sie anbehalten. Jetzt tickt sie in seinem Grab.

Die Zeit tickt. Die Zeit setzt aus und nie wieder ein. Erinnern und Erwarten aber lebt alles Sterben auf, und die Gegenwartsgewalt bringt mich doch nicht um die Ecke, oder?

Seit ich aufgestanden war aus unserm alten Bett, fünf Stunden oder sechs nach unserm Zeitende, war die Einsicht dagewesen, die Aufsicht, Übersicht: Der irdische Schauplatz, der Ort der Handlung, hing wie ein Spielkreis, eine kleine, grell erleuchtete Arena im dunklen Riesenraum vor, hinter, unter mir. Theater, eine Bühne, Epidavros, wo er vor gar nicht lange noch gesessen, wo er gehört, gesehn, wie ich da in der heiligen Mitte Mätzchen für ihn mache, wo die Stecknadel, die der Spieler in den Kreis wirft, noch den letzten Rang erschauern läßt, wo kurz vor Torschluß der Eukalyptushaine kein Sterblicher mehr unterwegs ist, nur er und ich, nur wir, und ich in meiner Spielkreismitte flüstere ihm alles, was ich habe, zu.

Ob der Spielspieler hier, vom wundesten Punkt aus, wo es krankt und stirbt, auch gehört wird, wenn er Hilfe schreit, dort oben in den Rängen?



Die Arena grellt, die Welt ist in vollem Gange. Und während Klingeln schrillen, Kameras aus den Büschen blitzen, während Leute, überwältigt, wie sie sind, durch Türen brechen, an mir zerren, reißen und mich trösten: »Das Schlimmste kommt erst noch, du wirst sehr einsam sein«

während ich in der Morgenfrühe nach der Todesstille meinen zitternden Mund nicht in den Griff kriege und meine Hand mir wehtut

während der Klingelsturm ausschillt und sie sich trol-  
len ohne Witwenbeute

während die Windgardinen wehn und ich in meinem roten Jäckchen im Durchzug stehe und weiß, daß ich vergessen habe, mein schwarzes anzuziehn

während es stiller wird im Haus und sich die Schmerz-  
gemeinschaft rottet

während es dunkler wird und sich die Angstgemein-  
schaft duckt

während die Swatch tickt und die Fenster schlagen

während es klirrt und bricht im Haus, während sie heulen und ihn anschauen, ihm ins Gesicht schauen, in die offenen Hände

während die Swatch an seiner Linken immer lauter tickt, sie wegtickt, raustickt, damit sie ihm nichts ab-  
schaun, damit sein Bild, das Abbild, das sich von ihm gebildet hat, nicht abgeschaut wird, abgenutzt, damit es nicht verbraucht wird und verdaut und ausgeschieden wie alles sonst auf dieser Welt

während die Swatch zu schlagen anfängt

während sie aus der Tür schlägt, was nicht ins Haus gehört

während die letzten sich geschlagen geben, der Wind auf Sturm steht, die Sturmgardinen wehn, die Polenmädchen vor dem Bettrand knien

während die Hand tickt und es stürmt im Haus, die Swatch wehtut, die Polenmädchenzöpfe stürmen

während ich weiß, nur weil er nicht mehr ist, kann es ihm ähnlich sehn, und ihm das Laken übern Kopf hochziehe, so daß die schönen großen Füße, die Füße, deren Nägel ich geschnitten habe, die Nägel, die jetzt weiterwachsen, ohne daß ich sie weiterschneiden kann, die weiterwachsen wie der Bart, obwohl wir endlich einen Türken haben, der gut balbiert

während die schönen großen Füße da sind, fängt alles an, ohne ihn zu sein.







Die Angst, die ich immer noch habe, ist die, zu vergessen.  
Vergessen ist verlieren, ist Verlorensein.

*Wir wissen nicht, was das Leben ist, noch was der Tod, wissen nicht, was wir selbst sind oder bleiben, sind auferstande, unsere Verwandlung in ein gottverlassenes Ding, in einen baren Stoff, in einen Leichenstein zu fassen, zu ergründen, schauen uns als Spieler im Spiegel, eh wir Maske machen und begreifen: Ich bin, der Ich bin, und der ist nicht von dieser Welt, denn die genügt mir nicht, mich dem, der Ich ist, zu erklären. Doch sitzt die Maske, wird der Spiegel zugehängt, und unser Zeitraum bläht sich, nimmt uns ein, bis wir vergessen, daß wir wußten, und nicht mehr wissen, daß wir vergessen haben.*

*Vergessen, heißt es, sei die Vertreibung aus dem Paradies, von dem uns nur ein Staub geblieben, ein Goldstaub und ein hartes Sehnen bloß. Und weiter heißt es, im Sündenfall hätten wir einander in unsrer Nacktheit erst erkannt und davon, heißt es, erst gewußt, daß wir den Tod zu erwarten haben.*

Der Tod hat es mir angetan, von meinem Anfang an.

Durch die kahlen Krankengänge tanzte ich an des Vaters Arzthand, tanzte in die Sterbezimmer ein, tanzte, sang, wollte mich leersingen für die Sterber, austanzen, ihnen meine jungen Jahre unter die alte Haut tanzen.

Die Klinkerkliniken standen am Berg, in den Krankengängen roch es nach Wunden und Desinfektion, nach Schwesternkaffee und Hackbraten. Ich tanzte und ich

sang, bis die Sterber starben, dann saß ich still, um ihre Stille nicht zu stören, gab meine Hand und wartete auf den Spalt, von dem die Großmutter mir erzählt hatte, daß er aufreißt, wenn einer stirbt, mitten hineinreißt in das Gefüge hier. Daß der Sterber durch den Spalt geht und der Handhalter seinen Blick ins andre Land nach Belavodje werfen kann. Nach Belavodje, hatte die Großmutter gesagt und mir erklärt, daß alle Kinder ihre kleinen Seelen zum Schlafen in den Garten von Belavodje schicken. Sie kannte das andere Land, es liege im Osten, hatte sie gesagt. Da kam sie her und wollte da auch wieder hin.

In meinem Kindheitshaus voller schlagender Uhren, bunter Glasbildfenster, Keller- und Dachbodengeheimnisse, mitten in der Gartenwildnis unter den Baumshatten wohnte ich mit den Eltern, dem Bruder und der Großmutter im ersten Stock. Unter uns wohnten die Besitzer des Hauses, alte ehrbare Leute, die ihren Sohn fürs Vaterland verloren hatten und seine Kinderzähne in Gold gefaßt als Ringe an den Händen trugen. Meine Mutter hatte den Vater verloren, und manchmal kam ihre Mutter zu Besuch, und sie sprach mit ihr von dem Vater. Mein Vater hatte seinen Vater verloren und sprach manchmal von ihm mit seiner Mutter. Die wohnte bei uns als meine Großmutter und schlief mit mir in einem Zimmer und sprach manchmal von ihrem Vater, den sie verloren hatte.

Bei Gewitter trafen sich alle im Hausflur, wo die Standuhren jede Viertelstunde schlugen und der Blitz in die

bunten Glasbildfenster fuhr, wo Stuckgesichter flüsterten und Deckenblumen blühten in allen Farben der Glasbildfensterblitze. Die Mutter und die Großmutter erzählten die Todesgeschichten der Väter und der Großväter, die Söhne und die Töchter hörten die Balken ächzen und die Dielen knarren, die Hausbesitzer drehten mit leeren Händen ihre Fingerringe.

Hinter dem Haus, im Garten, stand ein gespaltener Apfelbaum, durch dessen Spalt ich manchmal bis in den Garten von Belavodje sehen konnte, wo die Seelen all meiner verstorbenen Tierleute und deren Eltern und Großeltern und so fort zur letzten Ruhe gefunden hatten. Am Fuße dieses Baumes waren ihre Gräber, in denen ich die Körper der gefallenen Vögel, der ertrunkenen Käfer, der vertrockneten Frösche und der vergifteten Igel mit gefalteten Flügeln, Fühlern, Schenkeln, Pfoten in Streichholzschachteln und Zigarrenkisten gebettet und begraben hatte. Die goß und schmückte ich und schaute auf den Baumspalt wie auf das goldene Tor Jerusalems und prophezeite allen, die dort lagen, Wiederauferstehung mit allen ihren Flügeln, Fühlern, Schenkeln, Pfoten. Denn daß sie nie mehr würden fliegen können, kriechen, schwimmen, konnte ich nicht tragen. Schon gar nicht, als ein Froschkönig aufgetaucht war, aus dem Teich neben dem gespaltenen Baum, und kurz darauf wieder untergetaucht, um nie und nimmermehr aufzutauchen.

Ich hatte mir einen Frosch gewünscht. Der Vater hatte gegraben und gemauert und Wasser in das Loch neben dem Apfelbaum laufen lassen. Und ehe wir am nächsten



Morgen hatten losgehen können, um aus dem grünen Ententeich am Stadtschloß Froschlaich zu holen, hockte ich, wie jeden Morgen, unter meinem Apfelbaum und schaute voller Wehmut und Wohlgefallen auf den neuen Teich und auf die Gräber meiner Verstorbenen, gedachte Alexanders, des Igels, den ich, staunend ergriffen von dem alten Spiel, mit einer Igelfrau Stunde um Stunde seine Kreise hatte ziehen sehn, spürend, daß neben mir das Leben feiert, die Igellust, mitsamt ihrer Begleitmusik: Schnarchen von alten Männern, Röcheln von alten Sterbern und mein Juchhe dazu, bis Alexander auf die Seite kippte.

Die Igelfrau war weggerannt, und Alexander grub die Schnauze zwischen meine Finger. Er sah mich an. Er war mein erster Toter. Die Igelfrau kam nicht zurück, er blieb in meiner Hand allein. Und als er speckig wurde und die Fliegen kamen, fing ich zu heulen an, bahrte ihn unter Margeritenköpfe, wachte und heulte mich durch die Nacht in der Gewißheit, daß jeder Tod ein Fehler sei, ein Pfuscher, ein Murks, vielleicht sogar mein Unvermögen, vielleicht sogar mein Fehler, meine Schuld.

Hockte unter dem Apfelbaum am Teich, dachte an Alexanders Igelseligkeit und sah winzig und grün einen neben mir hocken. Mit meinem kleinsten Finger kam ich ihm entgegen, strich über seinen kalten Rücken und war aufgeregt. Es pulste, klopfte, drängte durch den kleinen Leib. Ich fing zu singen an. Ich mußte immer singen, wenn es drängte, mich oder sonstwen, ganz egal wohin. Und als ich am Abend immer noch sang und der Frosch im-

mer noch neben mir saß, brachte der Vater ein Einweckglas, baute ein Leiterchen aus kleinen Stöcken, schob es mit Gras und Blättern in das Glas, füllte Teichwasser ein, nahm das Wesen neben mir zwischen die großen Finger und setzte es im Glas auf eine Leitersprosse.

Wir trugen das Glas ins Haus, wir stellten es auf den Tisch, wir aßen zur Nacht. Doch als ich schlafengehen sollte, begann der Frosch zu zittern, raste die Leiter rauf und runter, stieß am Glasrand an, raste weiter rauf und runter wie im Fieber. Kriegen kalte Frösche Fieber, und was dann? Die Eltern wußten's nicht. Ich sang. Der Frosch ließ sich auf seiner siebten Sprosse nieder, Leib im Wasser, Kopf in der Luft, schaute er mir wie Alexander in die Augen und fing in dieser langen Nacht zu wiegen an, im Takt der Lieder, deren großes Ganzes mich derart ergriff, daß ich zu weinen anfang über die Geschichten von armen Mädchen, die so gehn, daß die Wassermänner kommen und mit ihnen umgehn, die so gehn, bis sie untergehn im Meersand mit den Männern oder, was noch süßer schlimm ist, ganz allein.

Und muß wohl eingeschlafen sein, erwachte, sah das leere Glas und trocken, schon ganz trocken, den kleinen Hüpfen auf dem harten Boden. Als ich ihn einfing, klebte er an meinen Händen fest. Es pulste, klopfte, drängte. Ich setzte ihn zurück ins Glas. Wir waren aufgeregt, ich sang. Und als das Licht kam, waren wir eingetaucht in Liedgeschichten von Lilofeen und von Wassermännern hinab bis auf den Königsgrund.

Am Morgen trug der Vater das Glas über den Fried-

hof meiner Tierleute zurück zum Teich unter dem Apfelbaum und zog den Frosch auf seinem Leiterchen heraus. Stunde um Stunde hockten wir nebeneinander, der Vater war schon lange fortgegangen. Wir sahen uns nicht an, hockten und starrten in den trüben Teich, wußten, Menschen- und Froschwelt können zusammen nicht kommen. Mein Weinen war eine Froschmelodie.

Es pulste, klopfte, drängte, der Teichrand bebte, der neben mir tat seinen großen Sprung, schwamm mir davon, zehn, zwanzig Stöße weit, bis in die Mitte unseres Teichs. Dort tauchte er unter, und nur wegen der Schwimmhäute zwischen den Zehen, die noch einen Augenblick in die Luft geragt hatten, konnte ich mir bisweilen begrifflich machen, daß der Mann ein Frosch gewesen war.

Hatte die Großmutter mir nicht gesagt, daß der Spalt reißt, wenn einer liebt, genauso wie wenn einer stirbt? Und hatte sie mir nicht gesagt, Lieber könnten wie Sterber durch den Spalt gehn und ihren Blick ins andre Land, nach Belavodje, werfen?

Jeden Tag ging ich zum Teich und sang. Im Winter hackte ich das Eis auf, streute Goldfischfutter in die Löcher, sang, bis das Eis knackte, ruckte und wieder zusammenfuhr. Ich war fünf Jahre alt, wollte nie mehr lieben, um niemals niemand mehr zu verlieren, wollte behalten und erinnern, taufte den Froschmann posthum Klaus, ritzte den Namen in eine Schieferschindel, die beim letzten Herbststurm vom Dach gefallen war, und stellte sie als Tafel des Gedenkens in die Mitte meines Friedhofs

zwischen die Gräber meiner Tierleute in gerader Linie vor den Spalt des Apfelbaums.

Und später, in der Vaterklinik, dem Tod auf den Fersen, immer auf der Suche nach der Spur zum Spalt, in kahlen Kachelräumen, die zum Ende führen, hielt ich an einem Mittwoch im Operationsaal die Hand auf ein schlagendes Herz in einem jungen offenen Brustkorb, wo die dazugehörige Lunge weiterpumpte, hielt reine Energie, unbändig, überschüssig, und war zwei Tage lang verführt, dem Fleisch und Blut seine Gesamtgewalt zu glauben.

Bis ich an einem Freitag im Sektionssaal einen Weißkittel wie einen Raubvogel in einem Toten wühlen sah, mit dem Pinzettenschnabel lange Sehnen zerren, gefeit gegen letzte Gefühle und Gedanken, die doch in solchen Sehnenenden hängen könnten wie ein letzter Wind, gefeit gegen den Schmerz durch die Erfahrung, daß einer stinken muß, der vordem duften durfte, todgefeit, kein Mensch wie ich. Bis ich das Arme, Bare wieder sehen konnte, durch Krankengänge übern Berg ins Tal auf meinen Friedhof rannte, an den Teich, unter den Apfelbaum, vor meinen Spalt.

Am Abend gab es Streit. Warum der Vater mich in den Sektionssaal mitgenommen hätte? Weil ich es wollte, rief ich und lief zum Vater über. Der nahm mich in sein Zimmer, legte mir Bücher auf den Schoß, zeigte mir Bilder, erklärte mir erst Rembrandt van Rijns »Anatomie des Dr.

Deyman« und dann seine »Anatomie des Dr. Tulp«. Ich sah einen Mann mit Hut und sieben barhäuptige Männer sich um einen Leichnam scharen.

»Wer war der Tote«, fragte ich, »ein König?«

»Ein Manteldieb«, sagte der Vater, blätterte in dem Buch, las vor: »Adriaen Adriaensz, genaemt Het Kint, 1632, veroordeeld om opgehangen te worden« und erklärte mir, daß Dr. Tulp, der mit dem Hut, indem er den Leichnam sezieren, um dem Leben in der Todessache auf die Spur zu kommen, die Selbstoffenbarung Gottes in der menschlichen Anatomie vor Augen führe.

Es war des Vaters Credo, sein Berufslied, er sang es mir bis in die späte Nacht.

In Nächten, die dann folgten, las ich mich in die Mysterien des »theatrum anatomicum« hinein. Hundert Jahre bevor Rembrandt seine Bilder malte, las ich, hätten Obduktionen nur im Schutz der Dunkelheit, bei Nacht, in finstren Kellern stattgefunden, weil die katholische Kirche die Wissenschaft vom menschlichen Körper Gottesfrevler genannt und ihre Entdeckungsreisen durch sein Totes mit Menschenstrafe belegt habe. In der Renaissance habe man dann begonnen, eigene Theaterhäuser für die Totenspiele zu errichten. Erster Akt: Öffnung, zweiter: Entmenschlichung, dritter: Verdinglichung, vierter: Entwürdigung und fünfter Akt: die Schändung, Männlein und Weiblein gleich ein Klumpen Hackfleisch. Es habe zu den begehrtesten Vergnügungen der Oberschicht gehört, sich derart entsetzen zu lassen, las ich. Kaiser-